

Annäherung an die Anderwelt

Porträtfotos von Hinterbliebenen

*Der hannoversche Fotograf Bert Strebe porträtiert Hinterbliebene.
Er sagt, er lichtet sie zusammen mit ihren Toten ab.
Wie macht er das?*



**Sanella Fatkic, Bramsche, geb. 1980,
mit ihrem Sohn Sinan (2006 – 2023).**

**Sinan wurde von einem damals 81-jährigen
Nachbarn, der den Jungen und seine Mutter
schon länger terrorisiert hatte, erschossen.
Sinans Mutter musste zusehen, wie der Mann
die Schüsse abfeuerte.**





**Martin Dieckmann, Hamburg, geb. 1956,
mit seiner Ehefrau Sigrid Thomsen (1956 – 2024).**

Nichts geht verloren. Niemand, der gestorben ist, verschwindet einfach. Mindestens bleibt etwas von ihm oder ihr in den Nachfahren, und wenn es keine Nachfahren gibt, dann bleibt die Energie, die den Menschen und sein Wesen ausgemacht hat.

So (oder so ähnlich) habe ich es als junger Mensch gelernt. Es war eine Mischung aus Konfirmandenunterricht und fernöstlichen Lehren, aus Angelesenem (und vielleicht nur halb Verstandenen) und Hörensagen. Aber ich zweifelte auch. Hokuspokus, oder? Was ich sicher wusste, war nur: Sicher weiß ich nichts. Niemand konnte mir beweisen, dass Menschen nach ihrem Tod weiterexistierten. Niemand konnte das Gegen teil beweisen.

„Ich konnte ihn spüren“

Das blieb so, bis ich 35 war. Dann starb mein neun Jahre jüngerer Bruder an Krebs. Und plötzlich wusste ich sicher, dass niemand, der stirbt, einfach verschwindet. Weil mein Bruder nicht verschwand. Er war in meinem Arbeitszimmer, neben mir in der Küche, im Park, in meinen Träumen. Ich konnte ihn nicht sehen (bis auf einmal beinahe) und ihn nicht anfassen. Aber ich konnte ihn spüren.

Natürlich konnte ich nichts davon beweisen. Es war meine Empfindung. Wenn ich jemandem davon erzählte, reagierten meine Gegenüber gern in eher mitleidigem Tonfall: Er nun wieder mit seinem Wunschdenken. Ich hörte auf, davon zu erzählen.

Einmal, Jahre später, ich sorgte mich um meinen steinalten Hund und was nach seinem Tod aus ihm werden würde, spürte ich meinen Bruder so deutlich wie nie zuvor. Er stand halb hinter mir. Ich sah sogar etwas aus den Augenwinkeln. Aber ich wusste, er würde verschwinden, wenn ich mich umdrehe. Also drehte ich mich nicht um. Er sagte, er werde sich um meinen Hund kümmern. Und dann war er wieder weg.

Es gab keine weitere Erscheinung meines Bruders. Aber seine nicht greifbare, nicht beweisbare Anwesenheit →

ist geblieben. Und weitere sind dazugekommen: Noch vor meinem Hund starb mein Vater. Wann immer ich danach meine Mutter besuchte, war mein Vater in der Wohnung. Sein Wesen war deutlich zu spüren. Als einige Jahre später meine Mutter starb, war ich bei ihr. Ich war mit ihr körperlich verbunden, weil sie meinen Arm hielt, als das Leben ihren Körper verließ. Seitdem weiß ich, dass es ihr dort, wo sie jetzt ist, gut geht. Woher ich das weiß? Keine Ahnung.

Ich fand keinen Weg, in dieser Frage zu irgendeiner Form von Gewissheit zu gelangen. Doch schließlich hörte ich auf, danach zu suchen. Warum sollte ausgerechnet mein bisschen Verstand ausreichen, Dinge zu begreifen, an denen schon ganz andere gescheitert waren. Zumal der Verstand allenfalls einen Bruchteil dessen ausmacht, was das menschliche Dasein bestimmt.

Höhere Sensibilität von Trauernden

Was ich aber irgendwann feststellte, war, dass Trauernde oft eine höhere Sensibilität für nichtrationale Phänomene besaßen als Nichttrauernde. Ich begann, solche Leute zu fragen, ob sie ähnlich empfanden wie ich. Und siehe da: Ich war nicht der Einzige, der das Vorhandensein von Menschen spürte, die offiziell von uns gegangen waren.

Schließlich begriff ich, dass die angeblich so aufgeklärten westlichen Gesellschaften den Tod nicht nur aus ihrem Alltag verbannt haben, sondern auch aus ihrem Denken und Fühlen. Das Jenseits? Das muss, falls es überhaupt existiert, irgendwo weit weg sein. Da, wo wir es möglichst gar nicht wahrnehmen können. Je weiter sich die Kultur der Menschen entwickelt hatte, umso mehr hatten sie sich vom Tod und seinen Begleiterscheinungen entfernt. Und ich bezweifle, dass das eine gute Entwicklung ist.

Fotografie der „inneren“ Person

Wann und wie genau die Idee entstand, aus diesem Thema, das mich mein ganzes Leben begleitet hat, ein Kunstprojekt zu machen, weiß ich nicht mehr. →



Foto: © Bert Strebe

Doris Haas-Arndt, Hannover, geb. 1957, mit ihrem Ehemann Peter Arndt (1939 – 2015).
Die Aufnahme ist im Ruheforst Delster in Wennigsen entstanden.
Doris Haas-Arndt lehnt an dem Baum, an dem die Urne mit der Asche ihres Mannes bestattet wurde.

Konkret wurde es, als eine Freundin starb und ihr Ehemann, der selbst sehr krank war, die Trauerrede hielt und ich ihm zuhörte und dachte: Das nächste Mal siehst du ihn, wenn er selbst dort vorn im Sarg liegt. Da flammte irgendwo in meinem Hinterkopf ein Stoppsignal auf. Nein, dachte ich. Nicht so, dachte ich. Halte die Zeit an. Halte den Augenblick fest.

Ich wollte ihn fotografieren. Und zwar nicht ohne seine tote Frau, sondern mit ihr.

Klar, die Kamera kann keine Toten sehen. Aber es war ja sicht- und hör- und spürbar, dass seine Frau bei ihm war. In seinem Gesicht. In seiner ganzen Haltung. In ihm. Und sagt die Trauerforschung nicht sowieso, dass die Toten irgendwann zu einer inneren Person in uns werden? Wenn ich ihn also fotografieren würde, würde ich seine Frau ohnehin gleich mitfotografieren.

„Anderwelt“ – das Jenseits der Kelten

Das war der Beginn des Projekts „Anderwelt“. Die Anderwelt oder Anderswelt ist das Jenseits der Kelten gewesen. Eigentlich kein richtiges Jenseits, sondern ein Diesseits, in dem es verschiedene Ebenen gibt, die sich überschneiden, die nicht gegeneinander abgeschlossen, sondern durchlässig sind. Wo die Toten was von den Lebenden mitbekommen und umgekehrt. So, wie es meiner Erfahrung entspricht.

Ich habe seitdem etliche Menschen kennengelernt, die ich nie kennenlernen konnte. Ich habe mit ihren Hinterbliebenen gesprochen und geschwiegen, geweint und gelacht, wir sind durch die Gegend gelaufen und haben beim Kaffee gesessen und ich habe zugehört. Und ich durfte die Trauernden fotografieren. Da, wo sie fotografiert werden wollten. Durchaus nicht immer am Grab oder auch nur in dessen Nähe. Aber auch. Dort, wo diese Menschen ihre Lieben spüren können. Was ich spüre, wenn ich mir die Aufnahmen ansehe.

Und alle haben mir ein paar Sätze, eine Geschichte, ein Gedicht, einen

Gedanken aufgeschrieben. Texte, die mich mehr als einmal zu Tränen gerührt haben.



Galerie Metavier

Ausstellung in Vorbereitung

Im Moment arbeite ich an den letzten Aufnahmen und den Abzügen und an dem schmalen Bildband, der entstehen soll. Im April 2026 wird die erste Ausstellung in Hannover in der Galerie Metavier (das ist eine Kunsthalle eines Bestattungsunternehmens) eröffnet, gefördert auch von der Stiftung Deutsche Bestattungskultur. Weitere Ausstellungen sollen folgen.

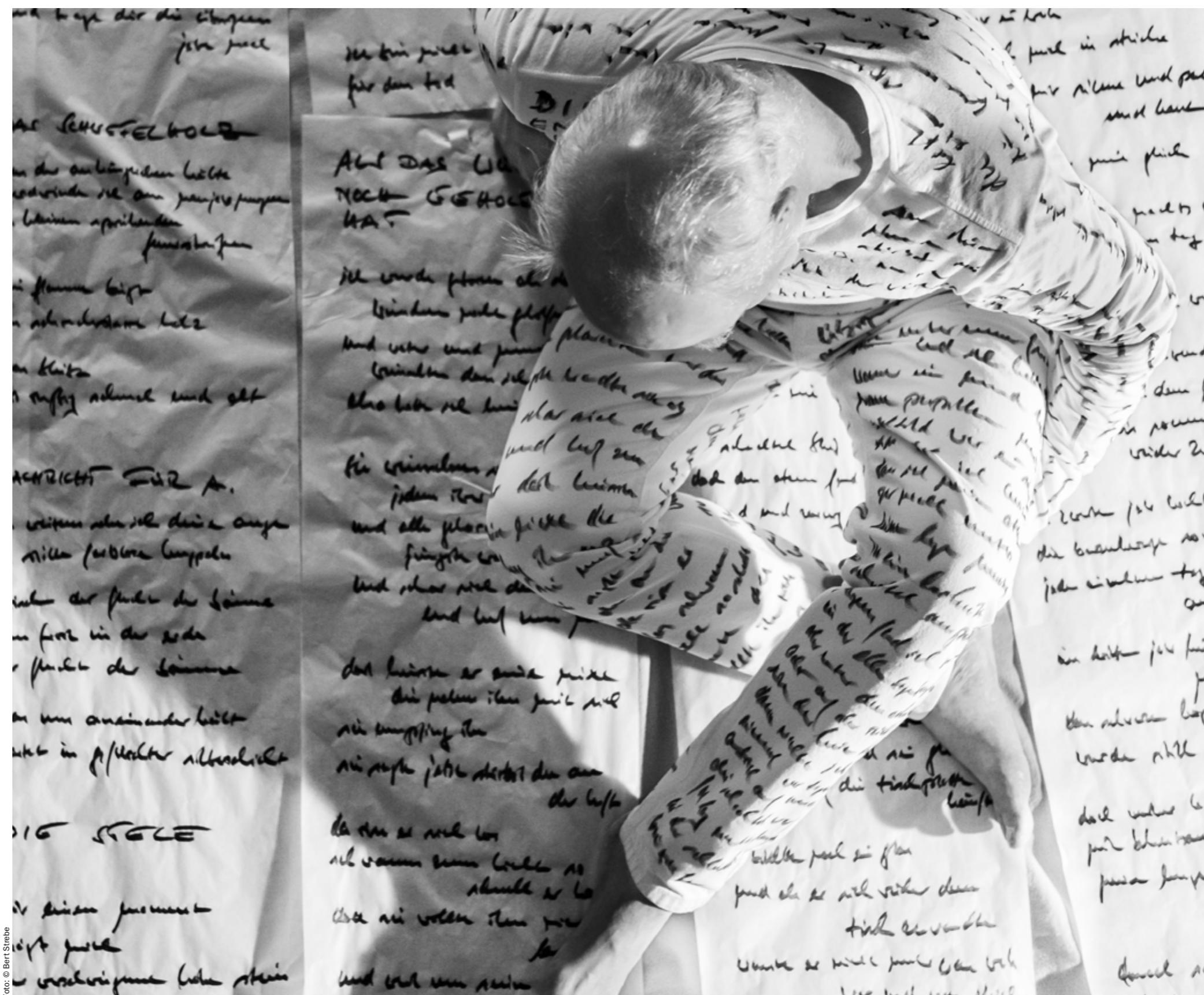
Wir können den Tod nicht mit dem Verstand begreifen. Aber mit unseren Gefühlen können wir uns der Anderwelt annähern.

Bert Strebe



Foto: © Friederike Kohn

Der Autor, Jahrgang 1958, war jahrzehntelang Journalist und arbeitet heute als Autor und Fotograf. Er lebt in Hannover.



Selbstbildnis, Hannover, geb. 1958, mit meinem Bruder Achim (1967 – 1993).

Für dieses Foto habe ich alle Gedichte, die ich für meinen toten Bruder geschrieben habe oder in denen er vorkommt, auf Papierbahnen und auf eine weiße Hose und ein weißes T-Shirt geschrieben.